Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 4: Schriftsteller und Politik

Vorwort: An den Rändern des Zeitlichen : zum Thema dieser Nummer
Autor: Krättli, Anton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schriftsteller und Politik

An den Rändern des Zeitlichen

Zum Thema dieser Nummer

ANTON KRÄTTLI

Was Ignazio Silone vor mehr als zwanzig Jahren an einem Kongress des PEN-Clubs festzustellen für nötig fand, darf auch an den Anfang dieser Überlegungen gestellt werden, obgleich die Akzente heute ganz anders liegen. Er sagte, die Achtung vor den besonderen Schaffensbedingungen des Schriftstellers könne gewiss nicht auf dem Verlangen nach einer im Verhältnis zu den Mitbürgern verminderten Verantwortlichkeit im öffentlichen Leben gründen. Das bezog sich auf Fälle besonderen Versagens und war eine Absage an die esoterische Haltung der Dichter, an den Elfenbeinturm. Man stand damals unter dem Eindruck der Peinlichkeiten und der Schuld, die nach dem Krieg, als alles vorüber war, gerade auch jene Autoren belasteten, die sich der Entscheidung enthoben geglaubt hatten. Wenn etwa Hans Carossa tief betroffen und leider allzu spät die ungleichen Welten seiner schön umzirkten Kunst und der grauenhaften politischen Wirklichkeit drum herum erkennen musste, so wird an diesem einen Beispiel deutlich, wohin man mit der Vorstellung einer säuberlichen Trennung von Politik und Kultur, von hässlicher Zeitlichkeit und überzeitlichen Werten geraten kann. Es geht nicht an, den Bauern, Jägern, Fürsten, Geschäftsleuten, Offizieren und Politikern – getreu nach Schillers Ballade von der Teilung der Erde – die ganze Welt, dem Poeten jedoch den Himmel, das Reich des Schönen, Wahren und Guten zuzuweisen. Das grausame Erwachen nach dem Kriege lehrte es anders. Von bösen Mächten als Aushängeschild und kulturelles Alibi missbraucht worden zu sein, konnte und durfte keinem als Ausrede dienen. Wer es geduldet und gar genossen hatte, als Schriftsteller offiziell geehrt, in seinem Schaffen begünstigt, mit Privilegien aller Art überhäuft zu werden, musste nun erkennen (falls es ihm bis dahin verborgen geblieben war), in wessen

Dienst er gestanden hatte. Nicht «weithin über irdischem Gezwerge» und «erobernd vor dem unendlich Unbegrenzten», wie Rudolf G. Binding in einem Gedicht den Poeten zu sehen beliebte, sondern mitverantwortlich, ein Staatsbürger wie jeder andere, ohne Dispens aus Gründen der hohen Kunst und keineswegs, da mit «höheren Werten» befasst, aus dem Jetzt und Hier beurlaubt: so musste sich der Schriftsteller nach dem Kriege selber erkennen.

Was sich seither, vor allem in Westdeutschland (wie denn in Deutschland die Neigung zur politischen Abstinenz des Kulturellen vorher besonders stark gewesen war!), an «politischem Engagement» der Literatur laut und zuweilen aufsässig gebärdet, muss auf dem Hintergrund jenes Versagens gesehen werden. Eine neue Generation will die Fehler der Väter vermeiden. Die politische Aktivität der Autoren droht geradezu ihre künstlerische aufzusaugen. Ein äusserster Punkt der Entwicklung ist erreicht, wenn uns erklärt wird, Gedichte und Romane zu schreiben, sei nicht mehr zeitgemäss: Flugblätter und Manifeste müssten es sein, oder wenn Dramatiker die Bühne nur noch als ein Instrument der politischen Agitation benützen, ja am liebsten gar das politische Theater auf die Strasse verlegen.

Das ist das andere Extrem, ebenso fragwürdig wie das reine «l'art pour l'art», wie die Haltung des Dichters, der sich über die Weltläufte und über die konkreten Entscheidungen des politischen Alltags hoch erhaben fühlt. Wer Grund hat, Anstoss zu nehmen an den oppositionellen, nonkonformistischen, utopischen oder revolutionären Parolen engagierter Schriftsteller, der sollte sich fragen, ob ihm denn der weltfremde Poet lieber wäre. Und er sollte sich dabei vergegenwärtigen, dass die Abkehr von den Aufgaben öffentlicher Verantwortung, die stolz im Namen der Kunst und der Kultur erfolgt, ihrer verschleiernden und beschönigenden Wirkung zufolge weit gefährlicher ist als das Engagement, das sich offen zu erkennen gibt.

Indessen ergeben sich aus den besonderen Schaffensbedingungen, die Silone erwähnt, Schwierigkeiten, die durch das grundsätzliche Bekenntnis zur politischen Verantwortlichkeit des Schriftstellers nicht zu lösen sind. Im Jahre 1960 sprach der Nobelpreisträger Salvatore Quasimodo in seiner Rede «Il Poeta e il Politico» von der Einsamkeit und Freiheit des Dichters, die er entschieden von der Geselligkeit und Freiheit des Politikers unterschieden wissen wollte. Widerstand sei selbst in der Diktatur nicht eine Sache des Dichters, wohl aber der ethischen Verantwortung, lautet eine seiner Differenzierungen, wobei man sich natürlich fragen muss, ob damit neuerdings ein Reservat für Kunst beansprucht werden soll. Quasimodo unterscheidet übrigens ausdrücklich den Schriftsteller vom Dichter, den Verfasser von Erzählungen und Romanen von demjenigen von Gedichten, und fragt dann, ob es zwischen diesem und dem Politiker irgend eine Gemeinsamkeit geben könne. Nein, lautet seine Antwort, denn der eine befasse sich

mit der inneren Ordnung, der andere aber mit Gesetzgebung und Verwaltung. Er versteigt sich selbst zu so pointierten und unhaltbaren Antithesen wie: der Politiker wolle, dass der Mensch mutig sterbe, der Dichter jedoch, dass der Mensch mutig lebe.

Fragwürdiges Bemühen, einen Unterschied zu definieren, der vor Verfassung und Gesetz und im Blick auf die Rechte und Pflichten des Bürgers gar nicht besteht. Aber der Schlüssel zu den zunächst sonderbaren Ausführungen des grossen italienischen Lyrikers liegt da, wo er von der Einsamkeit und Freiheit des Dichters spricht, der sich eben nicht auf Dauer einfügen kann und dessen Bindung an äussere Gesetze schmerzlich, problematisch und schwierig ist. Der Anarchismus sei eine ewige Sehnsucht des geistigen, des kritisch denkenden und innerlich freien Menschen, sagt J. R. von Salis; aber er ist kein Ausweg, er ist unpraktikabel. Quasimodo hätte sagen können, der Dichter folge der Sehnsucht des innerlich freien Menschen und stosse sich darum stärker als irgend ein anderer an den gebrechlichen Ordnungen, in denen wir leben. Der Politiker aber ist ein Mensch, der bei allem Verständnis für diese Regungen stets das Praktikable im Auge hat und sich nicht auf Abenteuer einlässt. Wenn die Gefahr des Dichters darin besteht, dass er sich versteigt, dass er politische Luftschlösser baut, so kann man umgekehrt beobachten, dass der Politiker im Praktikablen sich verhärtet, dass er mögliche oder wünschbare Veränderungen voreilig als utopisch und undurchführbar abtut.

Darum besteht das Spannungsfeld zwischen der politischen Realität und dem Engagement der Schriftsteller auch dann, wenn wir dieses Engagement grundsätzlich bejahen. Viel wäre erreicht, wenn es dabei wenigstens ohne Misstrauen und Verdächtigungen – von beiden Seiten – abginge. Wir sollten lernen, mit dieser Spannung ohne Voreingenommenheit zu leben und daraus den Gewinn zu ziehen, den sie bereithält. Es ist vielleicht nicht nötig, den allgemein greifbaren Nutzen der aufs Praktikable ausgerichteten Intelligenz besonders hervorzuheben. Aber man sollte auch erkennen, dass unser Weiterleben vom «Suchen nach Wahrheit gegen dogmatisierten Besitz der Wahrheit» und vom Kampf «für den Menschen gegen seine Degradierung zum sozialen Quozienten» (die Formulierungen stammen von Hans Erich Nossack) abhängt, und hier ist es, wo das politische Engagement der Schriftsteller mit Recht einsetzt. Dass sie ihre Möglichkeiten gerade heute manchmal überschätzen und sich auf Äste hinauslassen, die nicht tragen, steht auf einem andern Blatt. Es wird davon noch die Rede sein müssen. Aber auch die Gesellschaft ist den Schriftstellern gegenüber nicht frei von Vorurteilen.

Die Auffassung ist weit verbreitet, von der Kunst sei Erbauung, Erhebung in höhere Sphären zu erwarten. Die Rebellion der Künstler gegen die Bestätigungsfunktion, die ihnen damit zugewiesen wird, ihr Kampf gegen die Fehlinterpretation des Kunstwerks als eines Mittels zur Verschönerung und Ver-

klärung der weniger erfreulichen Wirklichkeit, lässt sich auch in früheren Epochen nachweisen. In unseren Tagen sind die Absagen schwerlich noch zu übersehen, ja man kann nicht einmal mehr behaupten, dass es sich dabei um Ausnahmen handle. Namentlich in der Literatur ist der vorherrschende Ton die Attacke, die unfeierliche, nüchterne, ätzende Sprache. Schon durch die äussere Form wird bekundet, hier gehe es nicht um Höheres und Hehres, sondern um unsere Gegenwart in all ihrer Fragwürdigkeit und Unzulänglichkeit. Mit dem politischen Engagement hat diese Rebellion an und für sich nichts zu tun: sie gilt zunächst nur der sanften Gewalt, mit der die Gesellschaft die Künste in ihren Dienst stellen möchte. In diesem Dienst standen sie nie; aber in Zeiten, in denen sich eine geschlossene Kultur repräsentierte, bestand auch weitgehende Übereinstimmung zwischen Kunst und Gesellschaft. Der königliche Hofstaat des siebzehnten oder achtzehnten, das Bürgertum des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen uns darum dargestellt und bestätigt in den Kunstwerken und in der Dichtung, die diese Epochen hervorgebracht haben. Dass eine vergleichbare Übereinstimmung heute nicht mehr besteht, ist als Feststellung nicht zu bestreiten. Aber die Schuld dafür einseitig den Künstlern und Schriftstellern zuzuschieben, gleicht der törichten Tyrannenmarotte, den Boten zu strafen, der ein Unheil meldet. Hier kann den komplexen Gründen des neuen Zustandes nicht im einzelnen nachgegangen werden. Eine Vermutung immerhin sei gewagt. Weil die moderne Welt mehr und mehr eine verwaltete Welt geworden ist, verweigern ihr die Künste mehr und mehr auch den Dienst der Repräsentation. Sie müssen es tun; denn sie sind das nicht zu Verwaltende. Übungen im Gebrauch der Freiheit nennt die Lyrikerin Hilde Domin die Gedichte, die heute entstehen.

Wir haben es demnach mit zwei Komponenten des politischen oder öffentlichen Engagements der Schriftsteller zu tun: die eine gründet sich auf äussere Erfahrungen mit einer Dichtung, die sich politischer Verantwortlichkeit entzogen hat, die andere beruht auf der Spontaneität der Kunst gegenüber der verwalteten Welt. Beide Komponenten vereinigen sich. Der Schriftsteller sieht sich, auch wenn das politisch gar nicht in klar erkennbaren Programmen zum Ausdruck kommt, in die Opposition gedrängt. Weil er ein Fürsprecher des Lebendigen gegen das Institutionelle, des Spontanen gegen das Verplante und Verwaltete ist, stösst er an. Mit diesem Anstoss aber leistet er der Gesellschaft seinen Dienst. Dies ist sein Engagement.

Eine Einschränkung freilich drängt sich sofort auf. Es ist nicht immer leicht zu unterscheiden, ob wir es mit dieser, aus der inneren Freiheit der Kunst begründeten Haltung, oder aber mit der Nachahmung eines nachgerade verbreiteten Verhaltensmusters zu tun haben. Das Verständnis für die grundsätzlichen Positionen und Zusammenhänge entbindet uns nicht von der Pflicht, in jedem einzelnen Fall zu prüfen, was uns vorliegt. Was sich allein

verbietet, ist die hausbackene Reaktion, die sich mit der Redensart vom Schuster, der bei seinen Leisten bleiben möge, hinreichend umschreiben lässt. Auch sie ist freilich nicht erst von heute. Es gibt einen Augenzeugenbericht darüber, wie Heinrich von Kleist auf dem Schlachtfeld von Aspern mit einer Gruppe von Begleitern aus Gründen, die zufällig sein mögen, der Spionage zugunsten der Franzosen verdächtigt wurde. Kleist zog zu seiner Rechtfertigung franzosenfeindliche Gedichte aus seiner Tasche und begann sie dem Trupp Soldaten vorzulesen, der die Schlachtenbummler angehalten hatte. Es sei, so schliesst der Bericht, ein halb trauriger, halb komischer Anblick gewesen, wie der Dichter da vor Soldaten und Offizieren gestanden habe und diese ihm schliesslich, nachdem sie eine Weile zugehört hatten, Vorwürfe machten, dass er sich in Politik und überhaupt in Dinge mische, die einen guten Untertanen nichts angingen. Und dies zu Kleist, von dem eines der entschiedensten Bekenntnisse zum politischen Engagement des Schriftstellers stammt: man müsse sich – so schrieb er 1809 in einem Brief – mit dem ganzen Gewicht, «so schwer oder leicht es sein möge, in die Waage der Zeit werfen».

Die Beispiele, die wir zugunsten des politisch engagierten Schriftstellers anführen können, reichen von Aischylos bis zu Brecht und von Walther von der Vogelweide bis zu Wolf Biermann. Dennoch stellt sich die Frage in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts neu, gerade weil Organisation und Institutionalisierung auch des Kulturellen so weit um sich gegriffen haben. Die Politik ist in ihrer komplizierten Verflechtung mit wirtschaftlichen, soziologischen, historischen und technischen Gegebenheiten zu einem wahren Labyrinth ausgewachsen, von dem keiner mehr sagen kann, dass er sich darin auskenne. Wenn die literarischen Exkurse auf das Gebiet des Politischen im umfassendsten Sinne über das hinausgehen, was der Schriftsteller als der Anwalt des Lebendigen, als die Stimme des Verdrängten und Bedrängten zu sagen hat, so besteht die Gefahr, dass er seine Möglichkeiten um einiges übersteigt. Die Komplizierung und Verfeinerung der politischen Zusammenhänge erfordert, dass sich der politisch Handelnde auf Spezialkenntnisse stützen kann, dass er wissenschaftliche Arbeitsgruppen zu organisieren und ihre Forschungsergebnisse zu interpretieren und zu benutzen versteht. Sofern die Schriftsteller sich nicht darauf beschränken, durch ihr Beispiel und durch ihr Werk «Übungen im Gebrauch der Freiheit» zu ermöglichen, müssen sie erleben, was Kleist auf dem Schlachtfeld von Aspern widerfuhr, und man muss dann erst noch feststellen, dass ihnen recht geschieht. Die öffentlichen Dinge sind nicht mehr leicht und auf Anhieb durchschaubar, der gesunde Menschenverstand und ein paar handliche moralische Grundsätze reichen nicht aus, sie zu durchdringen und in den Griff zu bekommen. Es geht auch nicht einfach darum, dass sich idealistische Vorstellungen und nüchterner Pragmatismus gegenüberstehen. Der poli-

tisch engagierte Autor muss darum in vielen Fällen, gerade wenn er sich auf Sachfragen (der Wirtschaftspolitik zum Beispiel) einlässt, dem Kundigen und Spezialisten als ein Dilettant erscheinen, bestenfalls ein Dilettant mit Formulierbegabung. Hier freilich, das muss man sehen, haben wir es auch mit einem der brennendsten Probleme der modernen Demokratie zu tun, etwas vereinfacht gesagt mit der Frage nämlich, wie die öffentlichen Aufgaben in Zukunft unter Wahrung des grösstmöglichen Mitspracherechts und dennoch unter Beachtung der Erkenntnisse gelöst werden können, die nur noch von Spezialisten zu erarbeiten sind. Verfügt der Schriftsteller, der sich in der breiten Öffentlichkeit zur Politik äussert, über die differenzierten Kenntnisse, die allein eine differenzierte Stellungnahme erlauben? Sieht er sich in der Lage, die Massnahmen der politischen Gremien und der Staatsmänner fundiert zu kritisieren? Oder macht er es sich zu einfach, hängt er, wie Karl Schmid es in seiner Schrift «Schwierigkeiten mit der Kunst» ausdrückt, ein Stück politische Wirklichkeit einfach ein paar Schreibmaschinenseiten lang in die Säure der moralischen Ansprüche, um dann ein schneeweiss-sauberes Skelettlein herauszuziehen? Sein Ort ist die Zone an den Rändern des Zeitlichen. Was er in die Zeit spricht, ist wichtig und der Gegenwart lebensnotwendig gerade dadurch, dass es in Beziehung zum Überzeitlichen steht. Der Schriftsteller lebt nicht ausserhalb der Geschichte; aber er lebt auch nicht ausschliesslich für sie, und seine Aufgabe ist wohl nicht die, den Zeitgenossen Ratschläge für ihren politischen Alltag zu geben. Wir werden nicht verhindern können, dass immer grössere Bereiche des Lebens der verwalteten Ordnung, der Organisation und der Technik unterstellt werden müssen. Dass Platz bleibe für den Landstreicher in uns – so sagt es Hans Boesch –, für das Kind und den Wolf: dafür ist der Schriftsteller und der Künstler zuständig. Da hat er seine Aufgabe, sein Engagement. Sein Kampf gegen die verborgenen, heimlichen Knechtschaften, die uns bedrohen, ist uns so unentbehrlich wie die umsichtige Planung der Zukunft.

*

Mit den Beiträgen dieses Heftes versuchen wir, nicht nur betrachtend und theoretisch auf das Thema «Schriftsteller und Politik» einzugehen, sondern auch zur Auseinandersetzung anzuregen. Wir nahmen darum ganz bewusst auch Stellungnahmen auf, Beispiele sowohl dafür, wie sich der Schriftsteller zur Politik äussert, als auch – was merkwürdigerweise eher selten ist –, wie sich der aktive Politiker diesen Vorstössen gegenüber verhält. In einem ersten Teil, der zugleich den schweizerischen Aspekt der Problematik beleuchtet, kommen die Schriftsteller Herbert Meier und Hans Boesch sowie Regierungsrat Alfred Wyser zum Wort. *Herbert Meier* hat vor kurzem sein Manifest «Der Mensch steht weder rechts noch links – er geht» in Buchform ver-

öffentlicht, er hat in Reden und Diskussionen seinen politischen Gedanken und Überzeugungen Ausdruck gegeben. Sein Beitrag «Demokratie ist schwierig», der für dieses Heft geschrieben wurde, steht in dieser Reihe. *Hans Boesch*, bekannt vor allem durch seine Romane «Das Gerüst» und «Die Fliegenfalle», ist als Tiefbautechniker Verkehrsplaner auf der kantonalen Baudirektion in Aarau: ein Spezialist also, wenn man will, der die Funktionen des modernen Staates von innen kennt, auch seine Schwierigkeiten und Schwächen. Dem Aufsatz von Hans Boesch liegt ein Vortrag zugrunde, den er vor der Staatsbürger-Vereinigung Baden gehalten hat. Der Erziehungsdirektor des Kantons Solothurn, Regierungsrat *Alfred Wyser*, äusserte vor Jahresfrist an der Generalversammlung des Schweizerischen Schriftstellervereins in Solothurn Gedanken, die als Ausgangspunkt für seinen Beitrag zu diesem Heft gelten dürfen. Keiner der drei Autoren dieses Teils hat die Beiträge der andern gekannt. Wir möchten dennoch hoffen, dass sie als Ansatz eines Gesprächs verstanden werden.

Eine Sammlung von Zitaten, die Ansichten und Feststellungen vermitteln soll, leitet über zu den mehr betrachtenden und wissenschaftlichen Studien zu unserem Thema. *Peter Brang* schreibt über «Die Rechte und Pflichten der russischen Dichter» und geht dabei besonders auch auf die neusten Verhältnisse ein. *Alfred Behrmann* und *Norbert Kohlhase* fragen: «Kann das Theater die Gesellschaft verändern?» und nehmen damit Stellung zu einem gerade in jüngster Zeit viel diskutierten Streitpunkt. *Joseph Jurt* schliesst den Kreis mit einem Beitrag aus dem Bereich der französischen Literatur: «Georges Bernanos – literarische oder politische Berufung?»

Demokratie ist schwierig

HERBERT MEIER

1

Demokratie ist schwierig.

Das Stimmen und Wählen ist zwar einfach, möchte man meinen. Das eine braucht ein einziges Wort, ein Ja oder ein Nein, und das schreibt sich bald einmal. Das andere verlangt im Grunde gar nichts. Nur das Einwerfen